

Armenische Baudenkmäler

Krieg gegen das kulturelle Erbe

Vergessene Schätze: Im Konflikt um die Region Nagornyj-Karabach sind armenische Baudenkmäler in großer Gefahr. Ihre endgültige Zerstörung wäre ein unersetzlicher Verlust.

Von ULRICH BOCK



© Getty

Über dem Grab des Heiligen Dad, eines Schüler des Apostels Judas Thaddäus, errichtet: Kloster Dadivank

Die Bilder verbreiteten sich im Netz und erreichten die Weltöffentlichkeit: Bilder von der durch aserbaidische Drohnenangriffe schwer beschädigten Kathedrale von Schuschi, von der benachbarten Kirche Johannes des Täufer, in Armenien aufgrund ihrer grünen Kuppel als Kanatsch Scham (Grüne Kirche) bekannt, nun ihrer beiden markanten Glockentürme beraubt, die aserbaidische Soldaten sprengten. Diese ließen sich andernorts, etwa in Kubatli, stolz als Zerstörer christlich-armenischer Kulturdenkmäler feiern und filmen. Ihre Siegesposen, begleitet von lauten „Allahu Akbar“-Rufen kursierten im Internet.

In der neuerlichen kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Armenien und Aserbaidschan wandte sich das Kriegsglück nun mit tatkräftiger türkischer Unterstützung zugunsten der Aserbaidschaner. Mit dem durch Russland vermittelten Waffenstillstandsabkommen vom 10. November muss Armenien alle sieben Nagornyj-Karabach erfassenden ehemals aserbaidischen Distrikte abtreten. Nagornyj-Karabach wird wieder zur Exklave, lediglich durch einen fünf Kilometer breiten Korridor im Laschin-Distrikt mit der Republik Armenien verbunden. Für die Armenier besonders hart ist, dass sie zudem die beiden südlichen Nagornyj-Karabach-Distrikte Schuschi und Hadrut an Aserbaidschan abtreten müssen. Hierbei handelt es sich um von Armeniern seit der Antike besiedelte Gebiete mit vielen kulturellen Zeugnissen ihrer Präsens. Es ist zu befürchten, dass auf ihre Vertreibung

die systematische Zerstörung des kulturellen Erbes folgt, allein um die Zeugnisse, die einen historischen Anspruch dokumentieren, zu vernichten.

Zerstörung oder „Albanisierung“

Wie begründet solche Befürchtungen sind, zeigen nicht nur die aktuellen Ereignisse, sondern auch Begebenheiten der jüngeren Vergangenheit: So wurden in der aserbajdschanischen Provinz Nachitschewan die meisten armenischen Denkmäler zerstört, allein 2005 und 2006, weitgehend unbemerkt von der Weltöffentlichkeit, der berühmte armenische Friedhof von Djulfa mit Tausenden von Grab- und Kreuzsteinen (Katschkars) aus der Zeit des fünften bis siebzehnten Jahrhunderts. Deren Inschriften stellten ein historisches Quellenmaterial erster Güte dar, das nun unwiederbringlich verloren ist.

Den armenischen Kirchen und Klöstern selbst droht neben der Zerstörung noch eine andere Gefahr, die der „Albanisierung“. Mehr als fünfzig Jahre alt ist die aktuell von den Aserbajdschanern sehr offensiv propagierte, aber nicht minder absurde These, die armenischen Denkmäler Nagornyj-Karabachs seien albanisch. Bei diesen Albanern handelte es sich um ein kleines christliches Volk im Osten Transkaukasiens, dessen Spuren sich allerdings im elften Jahrhundert verlieren. Einige armenische Kirchen in Aserbajdschan haben in der Vergangenheit bereits diese Albanisierung erfahren, indem die Aserbajdschaner die in den Baukörper integrierten armenischen Inschriften beseitigten – so geschehen 2004 in Nij, wo die armenische Kirche zuvor mit norwegischer Hilfe restauriert worden war.

Aktuell von der Albanisierung betroffen ist der große und gut erhaltene Klosterkomplex von Dadiwank, der ein bedeutendes Zentrum der Armenisch-Apostolischen Kirche darstellt und der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts das geistliche und weltliche Zentrum des armenischen Fürstengeschlechts der Wachtangen bildete. Dadiwank liegt in Kelbadschar, einem der sieben Nagornyj-Karabach umgebenden aserbajdschanischen Distrikte, die nun an Aserbajdschan zurückgegeben werden müssen. Die historische Vereinnahmung ließ nicht lange auf sich warten. Der stellvertretende Kulturminister Aserbajdschans, Anar Karimow, erklärte das Kloster kurzerhand für „albanisch“ und verstieg sich zu der Behauptung, Dadiwank sei „von der Frau des albanischen Prinzen Wachtang erbaut“ worden. Die ihn widerlegende lange armenische Stiftungsinschrift an der Südfassade der Hauptkirche Katoghike, die das Entstehungsdatum 1214 liefert, wird – so ist zu befürchten – nicht mehr lange Bestand haben. Das gleiche Schicksal könnte die Stifterfiguren an dieser Fassadenseite ereilen. Sie zeigen die Söhne der Arzu Chatun, Stifterin der Kirche, mit dem Kirchenmodell.

Dankbare Untersuchungsobjekte

Hinsichtlich ihrer Gefährdung stehen die Katschkars, die in der Regel Inschriften aufweisen, zweifellos an erster Stelle. Bei diesen Kreuzsteinen handelt es sich um nur in Armenien auftretende längsrechteckige Tuffsteinplatten von bis zu zwei Metern Höhe, die kunstvoll mit Reliefs verziert sind und immer ein zentrales Kreuz als Hauptmotiv aufweisen. Sie sind in Armenien allgegenwärtig. Man stößt auf sie im Bereich der Klöster, wo sie vor den Portalen der Kirchen aufgerichtet, als Grabplatten in die Fußböden eingelassen oder in die Fassaden der Sakralbauten eingemauert wurden. Katschkars säumen die alten Verkehrswege, stehen auf Passhöhen oder markieren kulturhistorisch bedeutende Örtlichkeiten. Ihre Funktion ist, gemäß der Standorte, eine vielfältige. Als eine Art religiöse Gemarkung bezeichnen sie die geheiligte Erde eines klösterlichen Bezirks, als Grabsteine bewahren sie die Erinnerung an die Verstorbenen, als Memorialplatten das Gedächtnis an die Märtyrer. Sie dienen den besonderen Bedürfnissen der Volksfrömmigkeit, und sie haben mit ihrem dominanten

Kreuzmotiv nicht zuletzt eine politische Funktion als Symbol der armenischen Nationalkirche.

Für Kunsthistoriker sind sie dankbare Untersuchungsobjekte, da sich nirgendwo sonst in der armenischen Kunst die Stilentwicklung über die Jahrhunderte so genau nachzeichnen lässt wie in ihrem Fall. Dies ist vor allem den Inschriften geschuldet, die die glatten Rückseiten vieler frei aufgerichteter Steine bedecken und über den Zeitraum ihrer Entstehung, den Stifter sowie nicht selten den Steinmetzen Aufschluss geben. Da sich diese für Armenien so charakteristischen Katschkars nicht albanisieren lassen, dürfte ihre Zerstörung in den beiden südlichen Karabach-Distrikten programmiert und schon im Gange sein. Die Deutsch-Armenische Juristenvereinigung (DEARJV), die sich unter der Leitung von Gurgen Petrossian engagiert bemüht, auch die Zerstörung und Entweihung armenischer Kulturgüter und Denkmäler gemäß den Bestimmungen der Haager Konvention aufzuzeigen und mittels Strafanzeigen juristisch zu verfolgen, listet allein für die Region Hadrut und Schuschi 144 Kreuzsteine aus elf Jahrhunderten auf, und diese Auflistung ist erst eine vorläufige.

Die Armenier brachten es im zehnten und elften Jahrhundert, während der Blütezeit ihrer Bagratiden-Dynastie, in der Wölbungstechnik zu einer solchen Meisterschaft, dass Trdat, dem bedeutendsten armenischen Baumeister des Mittelalters, 989 die Ehre zuteil wurde, die Kuppel der Hagia Sophia in Konstantinopel zu erneuern. Auch bei der Wahl der Bautypen erwiesen sich die Armenier als experimentierfreudig. Fast alle Varianten der christlichen Architektur sind hier anzutreffen, wobei die Zentralbauten – Kreuzkuppel-, Vier-, Sechs- und Achtpassbauten – einen frühen Schwerpunkt bilden. Ein weiteres Charakteristikum armenischer Architektur ist – anders als beispielsweise in Byzanz – die Akzentuierung der Fassaden mit bauplastischen Motiven. Diese reichen von einfachen Ornamentbändern mit abstrakten und vegetabilischen Formen bis hin zu großformatigen figürlichen Reliefs.

Eine Art steinernes Archiv

In den von den Aserbaidzhanern besetzten Distrikten Schuschi und Hadrut lassen sich allein dreizehn armenische Klöster sowie einundfünfzig Kirchen nachweisen, deren Gründungen zum Teil bis ins Frühmittelalter zurückreichen. Die beiden auch überregional bedeutendsten Baudenkmäler sind zweifellos die Klosterkirche von Gtschawank und die Kirche Ohti Drni (Kirche der sieben Pforten) bei Mokhrenis, beide westlich von Hadrut gelegen. Gtschawank wurde im achten Jahrhundert gegründet, die heutige Klosteranlage stammt weitgehend aus dem dreizehnten Jahrhundert, eine Bauinschrift an der nördlichen Wand der Klosterkirche nennt die Jahre 1241 bis 1248 als Bauzeit der Kirche und zwei armenische Bischöfe aus Amaras als Bauherren. Gtschawank ist als eine Art steinernes Archiv von besonderem Interesse, weil es eine Vielzahl von Inschriften besitzt, die wichtige Informationen zur Lokalgeschichte des dreizehnten bis achtzehnten Jahrhunderts liefern.

Die Kirche Ohti Drni ist zwar nur als Torso erhalten, aber noch die Kirchenruine ist kunsthistorisch bedeutsam: Handelt es sich doch um den einzigen Vierpassbau in ganz Nagornyj-Karabach. Die Armenier halten den Zentralbau sogar für eines ihrer ältesten christlichen Denkmäler und datieren ihn auf das Jahr 570. Ohti Drni war im Mittelalter Wallfahrtsort und wohl auch Kloster. Darauf weisen noch Reste weiterer Bauten. Seine endgültige Zerstörung wäre ein unersetzlicher Verlust.

Die bange Frage ist, ob auch die berühmte Klosteranlage von Ganjasar gefährdet ist, das wohl bekannteste Baudenkmal in Nagornyj-Karabach, das den Rang eines Weltkulturerbes beanspruchen kann. Hier darf aktuell Entwarnung gegeben werden. Ganjasar befindet sich

im Distrikt Mardakert, der von Armenien kontrolliert wird. Die zwischen 1216 und 1238 errichtete Klosterkirche zeichnet sich durch reichen Baudekor und ein in Armenien seltenes umfängliches ikonographisches Programm aus, darunter eine der ersten armenischen Kreuzigungsdarstellungen an einer Außenfassade. Die meisten, im Flachrelief gehaltenen Motive weist der Tambour auf: Der segnende Christus über dem Sündenfall mit Adam, Eva und der Schlange, außerdem die Grablegung Christi, die Gottesmutter mit Kind sowie zwei Stifterfiguren mit Kirchenmodell sind hier zu sehen.

Es bleibt abzuwarten, ob Ganjasar und viele andere armenische Kirchen und Klöster auch in Zukunft zu schützen sind. Nach ihrem Erfolg in diesem Waffengang werden die aserbaidsschanischen Begehrlichkeiten auf das gesamte Karabach-Gebiet sicher nicht abnehmen. Mehr noch steht zu fürchten, dass der südliche Teil der Republik Armenien in den Fokus der Expansionsgelüste gerät. Dort trennt nur ein 20 bis 40 Kilometer breiter, bis zur iranischen Grenze reichender armenischer Streifen Nachitschewan als aserbaidsschanische Exklave von der Mutterrepublik.

Ulrich Bock ist Kunsthistoriker. Er wurde zur armenischen Architektur promoviert und schrieb den DuMont Kunstführer „Georgien und Armenien“.

Quelle: F.A.Z.